

## Schwäbisches Erbe - steirische Mundart

Zum zehnten Todestag des Dichters Hans Kloepfer

Von Hermann Bausinger

„Schwäbische Heimat“ – es scheint nicht weiter verwunderlich, wenn einer so das erste Kapitel seiner Lebenserinnerungen überschreibt. Wie man aus der Geborgenheit des Elternhauses langsam hinaustritt in die vielen kleinen Abenteuer einer weiteren Umwelt, wie man hineinwächst in ihr Denken und Reden und Tun, das läßt sich nicht leicht anders bezeichnen als mit diesen beiden Wörtern. Merkwürdig aber ist es, wenn so der Lebensbericht eines Mannes beginnt, dessen Vater zwar ein Schwabe ist, der selber aber nur immer besuchsweise ins Schwabenland kam. Und so liegt der Fall bei Hans Kloepfer, der 1867 in der Steiermark zur Welt kam, und der seinem Geburtsland ein Leben lang treu blieb in ärztlichem Wirken, bis er am 27. Juni 1944 in Köflach starb. Er muß das Wort vom Vätererbe, das so oft leichtfertig hingeworfen wird, ganz und gar ernst genommen haben. Er betrachtete, was er an Freuden und Leiden des Berufs und der Geselligkeit erfuhr, nur als ein Kleid, das einem der Alltag überwirft. „Und darunter wächst der Mensch aus einem innersten Kern, unmerklich, aus Vererbung, natürlicher Anlage und eigener Zucht, in Tugend und Sünde, sprengt da verbrauchte Schalen, setzt dort neue Triebe an und lernt allmählich in stillen Stunden – und die sind selten – nach innen zu lauschen, zu geheimer Zwiesprache mit der eigenen Seele, und was sie etwa dazu zu sagen weiß.“ Das sind schöne Worte, die sehr unverbindlich sein können; für Kloepfer aber bedeuten sie eine konkrete Wirklichkeit und führen ihn hinüber in die schwäbische Heimat.

Sein Vater wurde 1834 – „im berühmten Weinjahre, das aber gerade wegen seiner heißen Dürre der schwäbischen Landwirtschaft übel im Gedächtnis geblieben ist“ – als Sohn des Messerschmieds und chirurgischen Instrumentenmachers Georg Kloepfer zu *Giengen* an der Brenz geboren. Von hier aus bezog er die Universität Tübingen. Aber da in Österreich großer Mangel an Ärzten herrschte, beendete er sein medizinisches Studium in Graz und landete schließlich als Arzt in Eibiswald, einem kleinen Ort in der südlichen Steiermark. Er heiratete eine steirische Lehrersstochter, Wiki Fuchs, von der zwei Brüder bedeutende Musiker ihrer Zeit waren. Hans Kloepfer war das mittlere von drei Kindern.

Wenn er von Giengen spricht, so denkt er zuerst an das großelterliche Haus. Dann aber auch an die hochangesehene Sippschaft der *Schnapper*, die zur nächsten Verwandtschaft gehörte. Eine Schwester des Vaters hatte den Braumeister und Wirt „Zum Goldenen Löwen“ geheiratet; und dem Tun und Treiben in seiner Gastwirtschaft, die heute leider nicht mehr als solche besteht, schauten die Kinder bei ihren Besuchen besonders gerne zu. Diese Kindheitsbesuche mögen viel zu der besonders herzlichen Liebe beigetragen haben, die Hans Kloepfer

für unser Land in sich trug. Ferienorte sind ja eigentlich immer schön und liebenswert.

Indessen so war es nicht, daß sein Alltag und seine Arbeit der Steiermark, seine sonntägliche Liebe aber allein dem Schwabenland gehört hätte. Hans Kloepfer war einer der bedeutendsten steirischen *Mundartdichter* – es gibt viele steirische Kenner, die ihn sogar über Peter Rosegger stellen –, und schon das zeigt, daß er seiner Geburtsheimat auch gewissermaßen festlich zugetan und verbunden war. Auch er studierte Medizin und begann seine Praxis als Bergwerksarzt in Köflach. Damals interessierte er sich für die abwechslungsreiche Besiedlungsgeschichte seines Landes und schrieb historische Abhandlungen, chronistische Arbeiten und gelegentlich auch kleine Geschichten, die alle auf dem Boden der Steiermark, aber alle in historischer Zeit spielen. Zur Mundartdichtung kam er erst später. Als im ersten Weltkrieg der steirische Verein für Heimatschutz den Landsleuten Grüße in den Schützengraben sandte, da trug Kloepfer seine ersten steirischen Gedichte bei. Von da an aber blieb er der mundartlichen Dichtung treu.

Überblicken wir seine Gedichte, so finden wir eine Vielfalt von Themen, Tönen und Stimmungen. Reine Lieder wechseln mit anekdotisch erzählenden Gedichten, schwermütig besinnliche mit übermäßig humorvollen. Der Humor begreift auch das Heilige mit ein. Der Herrgott am Kreuzweg läßt den Heimkehrer gutmütig wieder ins Dorf zurück:

„Wegn oan Lumpperl follt da Himmel net zua,  
zan Betn sant eh olti Weiba no gmua (genug).“

Die heiligen Nikolausgestalten sind dem Buben nicht ganz geheuer. Hinter dem „Bartl“ vermutet er den Forstadjunkt, und der Bischof – –

„Und sowul i sist recht kristngläubi bin:  
i häfft gmoant, es is die jungi Lehrerin.“

Und tatsächlich entdeckt er auch noch, wie der Bartl den Bischof küßt. – Das sind Beispiele einer selbstverständlichen und tiefen Frömmigkeit, der das Lächerliche keine Anfechtung ist – jener Frömmigkeit, die uns Schwaben durch den freilich derberen Pater Sebastian Sailer vertraut ist. Solcher Frömmigkeit ist alle Enge fremd und Toleranz selbstverständlich. Die Mutter Kloepfers las gern in Zschokkes „Stunden der Andacht“, ohne daß sie dessen protestantische Herkunft kannte oder störte. Und so wie auch den offenherzigen Protestanten die glänzende Pracht katholischer Barockkirchen ergreift, so regte die großschiffige Giengener Stadtkirche, „regten die ernste, fast nüchterne Ausstattung des Inneren, die fremde Sitzordnung, der strenge Ritus, der ernste Gesang der Gemeinde durch Aug und Ohr das Gemüt des Eibiswalder Ministrantenbübels immer wieder aufs nachdenklichste an.“

Vergleichen wir Kloepfers Mundartgedichte mit der schwäbischen Mundartdichtung, so ist es ein Themenkreis, der bei ihm besonders hervortritt: die *Liebe*. Deutlicher als draußen in der Natur „meld't si's Fruahjohr in Bluat“,

und eigentlich ist der ganze Jahreslauf beherrscht von diesem überschwenglichen Gefühl, von der Lust des Sich-Findens und dem Schmerz des Scheidens. Gewiß, auch der schwäbischen Mundartdichtung ist dieses Thema nicht ganz fremd; aber es wird schier schamhaft versteckt.

„Ond em Schatte wisperts währle  
Grad wie vom e Liebespärle“,

heißt's bei August Lämmle. Und bei Sebastian Blau wird die Liebe vollends in die Nacht verbannt:

„... iatz hend d'Liabespaar em Donkle'  
d'Katze' ond dr Naachtkrabb s Woat.“

Wo es doch einmal „steirisch“ zuzugehen beginnt, da steht der Hofbauer da und droht:

„Aber d'Jugend so verfüahra,  
Schla mi's Bläßle, goht it a'.  
Siehni nomol karassiera,  
Schlani all in Tenna na'.“

So bei Michel Buck; und selbst Karl Borromäus Weitzmann, der doch gewiß kein Blatt von den Mund nahm, legt seine Gedanken über die Liebe am ehesten noch zürnenden Barockgöttern in den Mund. Überhaupt scheint der schwäbischen Mundartdichtung die Neigung eigen, gelegentlich lehrhaft den Zeigefinger zu erheben; und es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß in Kloepfers Dichtung der sonst in der mundartlichen Poesie weitverbreitete Weisheitsspruch völlig fehlt, und daß er immer wieder bekennt: „Jo, mit da Tugnd hon i oft mei Kreuz!“

Aber bleiben wir noch einen Augenblick beim Thema Liebe. Rosegger überschrieb ein Gedicht: „Brenhoäß Liab“; und bei Kloepfer heißt es einmal:

„Hon a Feuerl zan hüatn, brinnroat und so hoaß,  
doß i's immramol neama zuazdeckn woaß.“

Wo sich im schwäbischen Gedicht solche feurige Liebe doch einmal hervorwagt, da geschieht es am ehesten noch unter dem Titel „Vertwischt“, wie's bei Michael Buck heißt. „Schau spitz i's Maul...“, aber da kommt natürlich der Vater des Mädchens dazu. Man wird kaum die dichtere Besiedlung des Schwabenlandes allein für diesen Unterschied verantwortlich machen dürfen. Vielleicht ist der Grund dafür überhaupt nicht so sehr in den Lebensverhältnissen zu suchen, als in einer heimlichen, unvermarkten Konvention über das, was im Gedicht behandelt werden kann und was nicht. August Lämmle nennt den Schwaben einmal „a weng schreckhaft, a weng zag“, während Rosegger dem Steirer auf seinem Heimatschein vor allem bestätigt, er sei „auswendi grodwek“, das heißt geradeweg und freimütig. Vielleicht liegt hier der Unterschied begründet.

Dazu kommt noch ein anderes. Bei Rosegger heißt es auch einmal:

„Und sing ih von Bussergebn, daß ih's gern thua,  
es is nit so gfarlih – ih kim nit dazu!“

Ob nun diese Versicherung oder ob doch das in seinen Gedichten Geschilderte der Wahrheit entspricht, vermögen

wir nicht zu sagen. Sicher ist, daß durch die Dichtung Roseggers so gut wie durch die Kloepfers ein *schauspielerischer* Zug geht, eine unverkennbare Freude an der angenommenen Rolle. Der Kenner der mittelalterlichen Literatur mag hier an Ulrich von Lichtenstein denken, der Landeshauptmann von Steiermark war. Kloepfer war viel zu gesund und viel zu fest verankert in seinem beruflichen Wirken, als daß er wie sein mittelalterlicher Landsmann in alle möglichen Berufe und Kleider hätte schlüpfen können; aber in seiner Dichtung lebt er sich in alle Rollen prächtig ein. Unsere schwäbischen Mundartdichter besingen im allgemeinen verschiedene Berufe – sie stehen ihnen gegenüber; bei Kloepfer singen verschiedene Berufe ihre Lieder, ihre Gedanken und Sorgen. Vielleicht tut sich Kloepfers feiner ärztlicher Blick darin kund, wie er sich in die Rolle des Kranken, aber auch in die des Keuschlers (Kleinbauern), des jungen Mädchens, des Wegmachers, des Taglöhners, des Heimkehrers, ja sogar des gefangenen Russen versetzt.

Die Frage nach dem spezifisch Schwäbischen in Hans Kloepfer bringt uns in Verlegenheit. Unterschiede sind immer leichter zu fassen als das Gemeinsame; aber es ist aus seinen Gedichten doch zu spüren, daß dieses Gemeinsame nicht fehlt. Kloepfer selbst hat einmal in einem Gedicht für seine Kinder fein säuberlich deren mütterliches und väterliches Erbteil geschieden; und da seine Frau eine ganze Steirerin war, müßte für ihn selber eigentlich vor allem auch das Schwäbische verbleiben. Nachdem er seiner Frau das bessere Teil zugewiesen hat, schreibt er:

„Oba's Lochn und Woan in oan Häferl banond,  
und's Jauzn und Singen und's Wonnan (Wandern)  
in Lond  
und dos Schaun und dos Zuakehrn in an lustigen  
Quotier  
und a Todstünd, a kloane – immramol – is von mir!“

Aber wir glauben ihm nicht so ganz und möchten diese Charakteristik eher seiner *Bescheidenheit* zuschreiben – und vielleicht ist diese Bescheidenheit in ihrer besonderen Färbung ein schwäbisches Merkmal, wenn es nicht allzu unbescheiden ist, dies anzunehmen. Schon die oben beschriebene Art und Weise, wie Kloepfer unversehens und gewissermaßen „hehlingen“ zum Mundartdichter wurde, zeugt von dieser schönen Bescheidenheit; und im Lebensbericht des Dichters finden sich mannigfache Belege dafür. So redet der Dichter nur in tiefer Ehrfurcht von Peter Rosegger, den er noch kennenlernen durfte. Und ist es nicht auch Zeichen liebwerter Bescheidung, wenn Kloepfer im Zurückdenken an eine Kindheitsfahrt auf den Rigi gesteht, daß ihm ein kleines Schneeballgefecht mit dem Schwesternlein Mitzi viel klarer in Erinnerung ist als die schimmernde Unendlichkeit der Bergwelt? Vielleicht tun wir jener Schneeballschlacht zu viel Ehre an, vielleicht aber kündigt sich in der Art dieses Rückblicks tatsächlich auch jene „Andacht zum Unbedeutenden“ an, die man nicht nur als biedermeierliches, sondern auch als schwäbi-

sches Charakteristikum herausgestellt hat. In all seinen Gedichten sieht Kloepfer die innere Größe so gut wie die natürliche Schwäche aller Menschen und Dinge; und immer zeigt sich seine begnadete Fähigkeit, sowohl ihre Größe als auch ihre Schwäche herzlich zu lieben.

Wir bemerken nicht ohne Genugtuung das „sowohl – als auch“, das uns im letzten Satz unterlaufen ist; und wir könnten uns in der Überzeugung beruhigen, damit dem Schwäbischen bei Kloepfer doch sehr nahegerückt zu sein. Aber es ist uns nicht ganz wohl dabei. Vor einigen Wochen saßen wir in der schönen Stube bei den Geschwistern Friederike und Margarete Schnapper, den letzten in Giengen lebenden Verwandten Hans Kloepfers, die seiner Generation angehören. Wir blätterten in dem alten, in Leder gebundenen und mit einem Goldschloß versehenen Familienalbum. Viele Gestalten und Gesichter – jedes anders, alle verwandt. Und wenn wir ein imposantes Gesicht entdeckt hatten und suchten es schnell einem der schwäbischen Geschlechter zuzuweisen, so war's gar oft eines aus einer rein steirischen Seitenlinie. So deutlich das innere und äußere Bild Hans Kloepfers schwäbische Züge trägt – sobald ein Schwabe das Schwäbische zu umreißen versucht, scheint er in Gefahr zu sein, statt dem Schwäbischen das wertvoll Menschliche überhaupt anzusprechen.

Vielleicht müssen wir uns dankbar begnügen mit der schönen Brücke, die Hans Kloepfer selber von der Steiermark zurück in des Vaters Heimat schlug: mit den anerkennenden und liebevollen Worten, die er im Bilderbuch seines Lebens für das Schwabenland findet. Für das Schwabenland, das sich ihm verkörpert in der kleinen Stadt Giengen: „So hat sich der Begriff Giengen in meiner Erinnerung mit den Jahren zu einem Bild verwoben, in das auf dem dunklen Hintergrunde alter Zeiten die festen Fäden moderner Wirtschaft eingetragen sind.“ Und ein andermal faßt er den Eindruck, der ihm von all seinen Fahrten ins Schwabenland blieb, in die paar Worte zusammen: „Ordnung und Sauberkeit im Stadtbilde und seiner Pflege, in Wirtschaft und Verwaltung des Gemeinwesens bei rühriger Tätigkeit in Handel und Wandel.“

## Gedenktafelvertrieb

Am 2. November 1954 ging mir folgender Brief zu:

Sehr geehrter Herr Professor!

Vor etwa 2 Jahren hat mich ein Vertreter der Firma Gedenktafelvertrieb aufgesucht, um mich dafür zu erwärmen, daß in der Gemeinde eine Gedenktafel für Gefallene und Vermißte aufgestellt werde, welche von dieser Firma hergestellt werden sollte. Die Hinterbliebenen sollten für diesen Zweck ein Photo des Gefallenen zur Verfügung stellen und die Firma wollte diese Photos auf einer etwa 1,20 m hohen und 0,80 m breiten Tafel einzeln in ovalen Bildern zusammenstellen. Am Rande

dieser Tafel sollte Eichenlaub aufgemalt werden. Angeblich seien Künstler mit der Ausfertigung beauftragt. Diese große Tafel werde der Gemeinde unentgeltlich zur Verfügung gestellt, während den Angehörigen eine Miniaturausgabe als Haustafel angefertigt werde. Die Hinterbliebenen sollten der Firma das Photo übergeben und außerdem 10 DM dazu.

Ich habe dieser Firma seinerzeit abgesagt und erklärt, daß in der hiesigen Gemeinde eine solche Tafel nicht erwünscht sei, obwohl ich wußte, daß in verschiedenen Nachbargemeinden diese Tafel sofort bestellt wurde. Vor einigen Wochen hat nun dieselbe Firma unser Dorf mit mehreren Vertretern an einem Tag besucht, an welchem ich abwesend war. Sie gingen jedoch sogleich zum Vorstand des *Verbands der Körperbeschädigten und Hinterbliebenen* hier, E. Sch., welcher den Vertretern ein Schreiben mitgab, worin er erklärte, daß er gegen die Bestellung nichts einzuwenden habe und für die Aufstellung der Tafel in der Gemeinde sorgen wolle. Mit diesem Schreiben liefen die Vertreter von Haus zu Haus der Hinterbliebenen und kassierten sogleich 5 DM als Anzahlung beziehungsweise den vollen Betrag mit 10 DM. Tags darauf erhielt ich Kenntnis von dem Vorgang. Ich empfahl Herrn Sch., sofort alle Beteiligten zusammenzurufen und den Rücktritt vom Vertrag zu erklären, da die Gemeindeverwaltung diese Tafel nicht aufstellen werde. Daraufhin unterschrieben eine Anzahl Beteiligter die Rücktrittserklärung, welche sofort per Eilboten an diese Firma geschickt wurde. Die Firma gab den Beteiligten, worunter auch Pfarrer F. hier ist, immer nur ausweichende Antworten und ließ die Tafel sofort anfertigen und persönlich durch Vertreter in den Ort bringen, wo sie sogleich von den Beteiligten den Restbetrag mit 5 DM kassierten. Soweit der Sachverhalt. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Herr Professor, wenn Sie sich zu dieser Angelegenheit äußern würden. Auf vielen Rathäusern hat diese Tafel schon Eingang gefunden. Halten Sie diese nicht für einen ausgesprochenen Kitsch und das ganze Vorgehen eine Geschäftsmacherei? Die hiesige Gemeinde will sehr gerne, wenn sie wieder besser bei Kräften ist, ein Gefallenendenkmal erstellen und die Gefallenen auf diese Weise ehren. Weil ich weiß, daß Sie Vorsitzender des Bezugskomitees für Gefallenenehrenmale sind, wende ich mich an Sie. Ich habe dazu Anlaß, weil mir auch heute ein Schreiben des Herrn Sch., Vorstand des VdK, zugegangen ist, in welchem es als Wunsch vieler Bürger bezeichnet wird, daß diese Tafel zur Erinnerung auf dem Rathaus zur Aufstellung gelange. Für Ihre baldgef. Äußerung wäre ich besonders dankbar.

Mit vorzüglicher Hochachtung  
Ihr sehr ergebener  
Bürgermeister ...

Es braucht keiner weiteren Begründung, daß nicht bloß die kitschigen und unserer Gefallenen unwürdigen Tafeln abzulehnen sind, sondern auch das Geschäftsgebaren der Firma Gedenktafelvertrieb ...

Schwenkel